Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 504. Dienstag den 4. October 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 4. October.

Auf dem socialdemokratischen Parteitage in Stuttgart hat gestern der Abg. **Liebknecht** in seiner Begrüßungsrede u. A. gesagt, man hetze mit dem rothen Gespenst aus Anlaß der gänzlich unpolitischen Mordthat in Genf; Socialdemokratie und Anarchismus seien aber Antipoden; der Anarchismus sei das Kind des Capitalismus. Kurz vor dem Zusammentritte des Parteitags hatte aber das Organ des Herrn Liebknecht, der „Vorwärts", in einem den Tag begrüßenden Artikel wörtlich gesagt:

„Mit einer Grausamkeit, die in der modernen Geschichte kein Seitenstück hat, wurde die von den Arbeitern aller Länder freudig begrüßte Commune-Erhebung des französischen Proletariats unterdrückt, der Gedanke der internationalen Solidarität war aber den Arbeitern aller Länder schon in Fleisch und Blut übergegangen, und im Blutbad der Commune wurde die internationale Socialdemokratie nicht, wie die internationale Reaction gehofft hatte, ertränkt, sondern, dem jungen Held Siegfried gleich, zur Unüberwindlichkeit gekräftigt."

Nun ist es weltbekannt, daß die Pariser Communards eine Rotte von Mördern, Mordbrennern und sonstigem Auswurf der Menschheit waren; ihre Verbrechen, an die erst kürzlich wieder auf Grund unanfechtbarer Zeugenaussagen erinnert worden ist, stellen sie auf völlig gleiche Stufe mit den Anarchisten. Wenn nun das „Centralorgan" der deutschen Socialdemokratie, das Blatt des Herrn Liebknecht, die Commune-Erhebung verherrlicht, so straft es den Redner Liebknecht Lügen, der Socialdemokratie und Anarchismus Antipoden nennt. Die in Stuttgart versammelten Hörer des alten Parteiführers haben auch sicherlich den Widerspruch zwischen seiner Behauptung und der Commune-Verherrlichung seines Blattes herausgefunden. Aber sie sind schon zu sehr daran gewöhnt, in einem Athem anarchistische Mordbuben zu verherrlichen und den Vorwurf der innigsten Verwandtschaft mit den Anarchisten als schändliche Verleumdung im Brustton tiefster Ueberzeugung abzuleugnen, als daß sie an diesem Widerspruche Anstoß hätten nehmen können. Sie halten es für eine kluge Taktik, jetzt zu verleugnen, was sie eine Minute vorher gepriesen haben, und hoffen mit Hilfe dieser Tactik ihrem Ziele Schritt für Schritt näher zu kommen. Sie können aber mit dieser Taktik eine recht trübe Erfahrung machen. Gleich in der Eröffnungssitzung zeigte die Wahl Singer's zum Präsidenten, daß auch in den Reihen der „Genossen" Unzufriedenheit mit einzelnen Führern herrscht, über deren „Terrorismus" man sich bitter beklagt. Ist es nun so ganz unwahrscheinlich, daß einmal in einem der unklaren Köpfe, deren es nach dem Eingeständniß der Führer trotz der socialdemokratischen Arbeiterbildungsschulen auch unter den „Genossen" giebt, das Verherrlichen der zu Zeiten verleugneten „Männer der That" Unheil stiftet und ihn glauben läßt, eine der Verherrlichung werthe That zu thun, wenn er zur That gegen eine Größe schreitet, die nach seiner Meinung die glorreiche socialdemokratische Sache schädigt? In solchem Falle würde Herr Liebknecht den Thäter dem Capitalismus jedenfalls nicht an die Rockschöße hängen können. Das taktische Spielen mit dem Anarchismus ist daher ein sehr zweischneidiges Ding. Wir wünschen Herrn Liebknecht aufrichtig, daß er das nicht an sich selbst oder an einem seiner Freunde erfährt.

Die im heutigen Morgenblatte mitgetheilte und besprochene Verfügung des preußischen Ministers des Innern wegen des **Waffengebrauchs der Polizei** hat in der liberalen Presse fast durchweg Befremden erregt, ebenso bei der klerikalen „Germania". Dagegen findet ein „unparteiisches Blatt": der Zusatz zu älteren Bestimmungen, welcher „Schreckschüsse" verbiete, sei sehr verständig, da „Schreckschüsse nur den die Massen ermuthigenden Eindruck hervorrufen, als fehle es den behördlichen Organen an der Entschlußkraft, von den Waffen einen wirkungsvollen Gebrauch zu machen." Und die freiconservative „Post", welche derselben Ansicht ist, behauptet sogar, daß die Verfügung des Ministers heilsam wirken werde; wenn nur scharf eingehauen und nur scharf geschossen werden dürfe, dann werde die Polizei „naturgemäß auf das Sorgsamste und Pflichtmäßigste prüfen, ob der Waffengebrauch wirklich nothwendig ist, und nur in solchen Fällen, wo zu der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung kein anderes Mittel mehr wirksam ist, wird zu dem Waffengebrauch geschritten werden." Die „Nat.-Ztg." führt dagegen aus:

„In der That? Wie aber, wenn die Dinge derart liegen, daß ein energisches Dreinschlagen mit der flachen Klinge genügen würde, während zum scharfen Einhauen oder Schießen keine Nothwendigkeit vorhanden scheint? Dann würde nach der scharfsinnigen Auseinandersetzung der „Post" die „heilsame" Wirkung der ministeriellen Verfügung sein, daß — gar nichts Wirksames zur rechten Zeit geschehen würde. Die Behauptung von der steten Wirkungslosigkeit von „Schreckschüssen" beruht auf der Vorstellung, daß ein tumultuirender Volkshaufen unter allen Umständen aus den gewaltthätigsten Elementen bestehe. Dies braucht aber keineswegs immer der Fall zu sein; eine über die Köpfe der Leute abgegebene Salve veranlaßt sie unter Umständen zu eiliger Flucht, ohne daß sie sich erst umsehen, ob es Ernst war, ob Todte und Verwundete auf dem Platze geblieben. Zeigt sich aber, daß man es mit Elementen zu thun hat, auf die nur solcher bitterer Ernst Eindruck macht, so sind im schlimmsten Fall zwei Minuten verloren worden. Kein Verständiger wird behaupten, daß die Sachlage bei Ruhestörungen niemals das sofortige scharfe Einhauen oder sofortige scharfe Schießen erfordern könne. Was uns an der Verfügung des Ministers von der Recke höchst gefährlich erscheint und nach unserer Meinung die nachdrücklichste Mißbilligung herausfordert, ist die darin unternommene Beschränkung des eigenen pflichtmäßigen Ermessens derjenigen Beamten, welche in der Lage sind, die Erfordernisse des einzelnen Falles zu beurtheilen. Es ist nothwendig, daß der einzelne Executiv- und daß der höhere Polizei-Beamte auf Schutz durch die Vorgesetzten rechnen könne, wenn er nach seiner pflichtmäßigen Ueberzeugung gegen Tumultuanten zu den schärfsten Mitteln gegriffen hat; der Schutz muß ihm in diesem Falle auch dann zu Theil werden, wenn über die Unvermeidlichkeit der Anwendung äußerster Mittel verschiedene Meinungen möglich sind, denn hinterher läßt sich zwischen solchen fast niemals mit Sicherheit entscheiden. Aber die Verfügung des Ministers von der Recke hat einen ganz anderen Zweck, als der, die Polizei dieses Schutzes zu versichern; sie bezweckt eine Beschränkung des eigenen Urtheils derselben, und diese kann verhängnißvolle Folgen nach sich ziehen."

Uebrigens sind auch diejenigen Blätter, die den Erlaß an sich billigen, der Ansicht, daß es nicht dem Zufall hätte überlassen bleiben dürfen, ob die Bevölkerung Preußens über den Willen des Herrn v. der Recke aufgeklärt werden würde oder nicht. Selbst die „Kreuzztg." meint, es liege im Interesse der gesammten Bevölkerung, wenn bei Zeiten in voller Oeffentlichkeit darüber Klarheit verbreitet werde, daß die Staatsgewalt den festen Willen habe, allen Absichten, die öffentliche Ruhe und Ordnung zu stören, streng und entschieden entgegenzutreten.

In Sachen des **deutsch-englischen Vertrags** wird der „Berl. N. N." aus Pretoria telegraphirt:

„Es ist hierher gemeldet worden, daß die Londoner „Daily News" eine Correspondenz veröffentlichten, wonach dem Gesandten Dr. Leyds jüngst in Berlin ein sehr kühler Empfang zu Theil geworden sei, was den Agitationen in der deutschen Presse gegen den deutsch-englischen Vertrag zugeschrieben wird, von welchen Agitationen man glaubt, daß sie von der Transvaaler Regierung unterstützt würden. In einer Besprechung dieser Meldung sagt die „Volksstem", daß die freundliche Haltung eines großen Theiles der deutschen Presse gegenüber Transvaal in Pretoria hoch gewürdigt wird, daß aber Dr. Leyds vollständig im Recht war, wenn er bestritt, daß jemals irgend eine Agitation in der deutschen Presse von hier unterstützt worden ist oder unterstützt werden wird, zumal da kein Grund bekannt ist, warum die deutsche Regierung von ihrer gegenwärtigen afrikanischen Politik abgehen sollte, und keine Besorgniß im Transvaal besteht, daß der deutsch-englische Vertrag den Interessen der Afrikander schädlich sei, auch hier kein Verlangen danach ist, mit der europäischen Politik auseinander zu gerathen."

Wir erwähnen noch, daß, während ziemlich allgemein in der deutschen Presse der Bericht der „Daily News" über den frostigen Empfang des Herrn Dr. Leyds in Berlin als im Wesentlichen richtig angenommen wurde, die „Rhein.-Westf. Ztg.", welche auch Verbindungen mit dem Transvaal'schen Gesandten haben dürfte, schreibt: „Nach Erkundigung an zuständigster Stelle wird uns diese Mittheilung des Londoner Blattes als vollständig erfunden bezeichnet." Vorläufig muß also die Empfangsangelegenheit in dubio bleiben. Wenn übrigens die Transvaaler „Volksstem", welche stets die Sache der Holländer gegen die Engländer vertreten hat, sich wegen des Erwerbes der Delagoabai durch Großbritannien durchaus nicht beruhigt gezeigt so mag sie das mit sich ausmachen. Den deutschen Interessen ist es jedenfalls im höchsten Grade abträglich, wenn Transvaal — und das ist unausbleiblich, mag die „Volksstem" noch so sehr auf die sicher treffenden Büchsen der Boeren zählen — seine nationale Selbstständigkeit verliert und von England aufgesogen wird, sobald die Delagoabai in dessen Händen ist. Wir schwärmen durchaus nicht für die Boeren und wissen wohl, daß die Gewehre der niederländischen Bauern gegebenenfalls schwerlich für deutsche Interessen losgehen werden, aber die Erhaltung der Transvaal-Republik als selbstständigen Staates entspricht unseren Interessen. Für uns kann es nicht gleichgiltig sein, wenn das stolze Wort Cecil Rhodes': „Vom Cap bis Kairo" zur Wahrheit wird. Im Jahre 1894 hatte bereits Lord Kimberley mit dem Congostaat einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieser einwilligte, Großbritannien einen von dem nördlichen Ende des Tanganyika-Sees bis zur Schutzherrschaft Uganda laufenden Streifen Landes abzutreten. Hiergegen erhob unseren Deutschland einen nachdrücklichen Einspruch, gestützt darauf, daß der Congostaat nach vertraglicher Verpflichtung der unmittelbare Nachbar Deutsch-Ostafrikas bleiben müsse. Also selbst Graf Caprivi, dem man doch keine Anglophobie nachsagen kann, suchte die englische Nachbarschaft im Innern Afrikas Deutschland sehr energisch vom Halse zu halten.

Die „Times" beeilen sich, die Meldung, daß gleichzeitig mit **Kaiser Wilhelm** der **Khedive** in Konstantinopel anwesend sein werde, dahin zu commentiren, daß aus der Thatsache dieser gleichzeitigen Anwesenheit keinerlei politische Schlußfolgerungen gezogen werden dürften. Der Berliner Correspondent des englischen Blattes versichert, aus bester Quelle zu wissen, daß kein Anlaß vorhanden sei, aus dem man etwa von irgend welcher Seite hoffen dürfe, aus dieser Zusammenkunft politisches Capital zu schlagen. Mit der „irgend welchen Seite" ist wohl in erster Reihe der Khedive selbst gemeint, der das Joch der englischen Occupation bekanntlich höchst ungern trägt und sich allerdings möglicherweise der Hoffnung hingiebt, der mächtige deutsche Kaiser würde sich der Befreiung Egyptens wohlgeneigt erweisen. Darin aber dürfte er sich — und man kann darin der Erwartung des „Times"-Correspondenten zustimmen — täuschen, denn man weiß in Deutschland sehr gut, daß das Ende der englischen Herrschaft in Egypten nicht die Erfüllung des Losungswortes: „Egypten für die Egypter", sondern die Präponderanz Frankreichs bedeuten würde. Mit der Zuziehung des Khedive zu dem Kaiserbesuche in Konstantinopel verfolgt der Sultan wohl keinen anderen Zweck, als daß der deutsche Kaiser, der vielleicht auf seiner Reise noch einen kurzen Abstecher nach Egypten macht, den Khedive erst unter dem Schatten der Fahne des Propheten sehen soll, bevor er ihn als eine an englischen Drähten gezogene Puppe zu sehen bekommt. Die Anwesenheit des Khedive hat also einen mehr decorativen Zweck, indem dadurch die Macht des Sultans zum Ausdruck gebracht werden soll. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Zusammenkunft zwischen dem deutschen Kaiser und dem Khedive nicht die Wirkung haben könnte, die deutschen Handelsinteressen in Egypten zu fördern. Außerdem kann es ja auch, wenn nicht für jetzt, so doch für die Zukunft von Vortheil sein, wenn Deutschland einen gewissen politischen Einfluß in Egypten erlangt und gelegentlich England darauf aufmerksam machen kann, daß es auch einmal von diesem Einflusse gegen England Gebrauch machen könnte.

In der **Dreyfus-Sache** theilt der Pariser „Matin" aus der Feder Streng's weitere Enthüllungen mit, die Esterhazy diesem gemacht hat. Esterhazy bestätigte, daß der Untersuchungsrichter Bertulus über die gegen Picquart verübten Fälschungen zu dem richtigen Schlusse kam, aber die Regierung habe einen Druck auf die Anklagekammer ausgeübt, um das Verfahren einzustellen und die Anklagekammer habe diesem Drucke nachgegeben. Der Grund war, daß die ganze Verdächtigungsaction gegen Picquart auf Befehl des Generalstabs eingeleitet worden war. Gleichzeitig, während du Paty de Clam Depeschen fälschte, um Picquart als Mitglied des „Verschwörer-Syndicats" hinzustellen, erging eine Anweisung an die Post, die Correspondenz Picquart's zu sistiren. Diese Anweisung mußte von einer hohen Autorität gezeichnet werden. Esterhazy war von Anfang an der Mann des Generalstabs. Cavaignac habe ihn durch die Dienstentlassung abschütteln wollen; aber er sei eine Kampfnatur und entschlossen, sein Leben möglichst theuer zu verkaufen; deshalb habe Esterhazy auch seinen letzten Bericht an das Kriegsgericht begonnen mit den Worten: „Ich bin der Mann des Generalstabs", und er habe viel

---

Feuilleton.

Die kleine Lulu.

2] Seeroman von Clark Russell.

Nachdruck verboten.

Erschrocken über meine Worte und Haltung, prallte Lickwater zurück, stieß dabei an einen hinter ihm stehenden Kohlenbehälter und stürzte über diesen. Im Fallen faßte er das Kleid von Mrs. Chadburn, so daß diese rücklings gegen das Feuergatter taumelte und alle Kamingeräthe umwarf. — Es war ein Höllenspectakel, — er fluchte und wetterte so schön, wie ich es nur je auf einem Schiffe gehört hatte, und sie schrie Zeter und Mord, was sie nur schreien konnte.

Das ließ mich nun ziemlich kalt, da ich mein Herz erleichtert und Alles gesagt hatte, was ich hatte sagen wollen, ging ich mit einem herzhaften Seemannsfegen hinaus, nahm meine Kiste, trat auf die Straße und schlug die Thür hinter mir mit einem solchen Krach zu, daß es dröhnte wie ein Kanonenschuß.

Einige Augenblicke wartete ich noch, um zu sehen, ob Mr. Lickwater etwa Lust verspürte, mir zu folgen, da ich aber vergeblich harrte, winkte ich einem Träger in einer weißen Blouse, der auf der anderen Seite der Straße ging, übergab ihm meine Kiste und schritt ihm voran nach dem Gasthaus zum „Weißen Hirsch", dessen Besitzer mir von früher her gut bekannt war.

Der Wirth vom „Weißen Hirsch" war ein achtbarer junger Mann mit guten Verbindungen in der Stadt und Besitzer einer Yacht von fünf Tonnen, in welcher ich oft mit ihm eine Kreuzfahrt in der Bay gemacht hatte.

Wir kannten einander sehr genau, und als er mich die Stufen zum Gasthaus hinaufsteigen sah, kam er mir entgegen und bewillkommnete mich so herzlich, daß ich darüber den Empfang bei meiner Stiefmutter beinahe vergaß.

Sein Name war Transom. Er hatte gerade augenblicklich viel zu thun, wie er mir sagte, wollte sich aber, sobald er fertig sei, zu mir setzen und erzählen, was sich die beiden letzten Jahre in der Stadt zugetragen habe. Inzwischen gab er mir in freundschaftlicher Weise zu verstehen, daß ein saftiges Stück geschmortes Rindfleisch im Hause wäre und ich gute Bedienung bei den Kellnern finden würde.

Ich ging zuerst auf das mir angewiesene Zimmer, machte mich etwas sauber und begab mich dann wieder hinunter. Da ich mich in einer Stimmung befand, in welcher man am liebsten allein ist, war es mir sehr angenehm, das Gastzimmer leer zu finden. Das tief herunterreichende Bogenfenster dieses Zimmers gestattete einen weiten Blick über den Hafen und die hinter ihm sich ausbreitende See. Es lag eine ganze Anzahl Schiffe verschiedener Größe und Takelung vor Anker, darunter auch einige Schraubendampfer und Flußfahrzeuge. Eine Menge Menschen strömte bei dem Fenster vorbei und am Hafendamm entlang, wo eine Negergesellschaft einen dichten Haufen von Matrosen und Mädchen mit ihren Liedern entzückte. Auch Flöten, Geigen und Harmonikas erklangen; die leichte Seebrise trug die Töne vom Hafen aus herüber, zuweilen vermischt mit dem Chorgesang der Matrosen beim Ueberholen der Kabel.

Ich fühlte mich sehr niedergeschlagen; die fröhliche Menge und die Musik diente nur dazu, meine Traurigkeit zu verschärfen. Ich saß und dachte an meinen Vater: woran er wohl gestorben sein mochte, ob er während seiner Krankheit eine gute Pflege gehabt haben möge, wie er dazu gekommen sei, diese Frau zu heirathen, und was sie vorher gewesen sein möge.

Diesen trüben Gedanken wurde ich durch Transom entrissen, welcher kam, mich einzuladen, auf seinem Zimmer eine Pfeife mit ihm zu rauchen und ein Glas zu trinken. Ich nahm diese Einladung freudig an, folgte ihm und setzte mich in der behaglich eingerichteten Stube an ein offenes Fenster, welches auf einen wohlgepflegten Garten blicken und den Duft von Rosen und Geisblatt hereinströmen ließ.

Nachdem wir zunächst über Dieses und Jenes geplaudert hatten, erzählte mir Transom die Geschichte von meines Vaters Heirath.

„Ich weiß mehr davon, als irgend ein Anderer in der Stadt", sagte er, „und das kam so: Nachdem Sie abgesegelt waren, kam Ihr Vater oft hierher, saß ganz allein, rauchte und trank sein Glas; es war im Winter, wo wenig Gäste verkehrten. Eines Abends rauchten wir wieder eine Pfeife zusammen, da sagte er: „Transom, haben Sie in der Kirche wohl zufällig einmal zu mir herübergesehen?"

„O ja, das kam wohl öfter vor."

Haben Sie dabei manchmal eine Dame neben mir bemerkt?"

„Ja, Mistreß Parson."

„Ganz recht", sagte er, mich sonderbar ansehend und dabei ein Auge zukneifend.

„Ist sie nicht eine Schneiderin?" fragte ich.

„Gewiß, und was für eine!" entgegnete er. „Ich sage Ihnen, mein Junge, sie versteht es, eine Weste zu wenden und einen Rücken einzusetzen, so fest, daß der stärkste Mann nicht im Stande ist, eine Naht zu platzen; sie arbeitet besser als irgend ein Schneider. Neulich verehrte sie mir eine Weste; das war doch freundlich von ihr, nicht wahr?"

Als er dies gesagt hatte, blinzelte und zwinkerte er so schlau mit den Augen, daß ich lachen mußte. Er stimmte ein und zwar so herzlich, daß ihm die Thränen über die Backen liefen und er sich am Tabakrauch so verschluckte, daß er einen ordentlichen Krampfanfall von Husten bekam. Als dieser vorüber war, fragte er mich, während ihm immer noch die Thränen herunter liefen, was ich von Mrs. Parson hielte.

Ich erwiderte, daß ich nichts von ihr wüßte.

„Sie finden sie vielleicht nicht schön — aber das ist Geschmackssache", meinte er. „Was man von gutem Wein sagt, das sage ich von ihr — sie hat Fülle. Von Jugend auf habe ich schon eine besondere Vorliebe für starke Frauen gehabt."

Ich schwieg, um zu sehen, wo er eigentlich hinaus wolle, und nachdem er eine Weile still vor sich hin gedampft hatte, wandte er gedankenvoll seine Augen auf mich und fragte: „Was meinen Sie, wenn ich sie heirathete?"

Mich verblüffte im Augenblick die Frage; dann aber antwortete ich, das ginge mir nichts an, — „um Ihretwillen aber sollte es mir leid thun, denn Sie würden sich sicherlich nicht freuen, eine Schneiderin zur Stiefmutter zu erhalten."

„Das ist es eben", sagte er, „Jack würde es nicht gern sehen."

„Ich kann mir auch gar nicht denken, daß Sie im Ernst sprechen, Mr. Chadburn", sagte ich.

„Das thue ich aber", erwiderte er, „und ich möchte gern Rath haben. Sehen Sie, sie scheint mich wirklich sehr lieb zu haben, und ich habe es, weiß Gott, schrecklich langweilig zu Hause, wenn Jack fort ist, und er ist immer fort. Wahrhaftig, Sie würden mir einen Gefallen thun, Mr. Transom, wenn Sie mir ganz offen Ihre Ansicht aussprechen wollten; ich würde gern hören, was Sie denken; denn Sie sind ein einsichtsvoller junger Mann."

„Gut", entgegnete ich, „wenn Sie es nicht anders haben wollen, — ehrlich gesprochen, würde ich an Ihrer Stelle Wittwer bleiben."

Das sagte ich, weil ich an sie dachte, obgleich ich überzeugt war, daß er sich sehr ärgern würde.

Um so überraschter war ich daher, als er aufsprang, mir warm die Hand schüttelte und versicherte, daß er ganz meiner Meinung sei, denn er müsse sich doch eigentlich sagen, daß Mrs. Parson ihn wohl nur der Vortheile wegen haben wolle, die sie durch ihn zu erlangen hoffe, und es schließlich auch sicherlich sei, wenn ein so alter Mann, wie er, noch einmal heirathen wolle. — Nachdem er noch einige Zeit in dieser Weise gesprochen und dabei dem Weibe häßliche Namen gegeben hatte, ging er weg. Ich freute mich um ihretwillen, daß ihr Vater seine tolle Idee aufgegeben hatte; einige Tage nach diesem Gespräche aber — ich denke, ich soll aus den Wolken fallen — erzählt mir der alte Kirchstuhlschließer Tarns, daß Ihr Vater schon seit acht Tagen mit der Frau verheirathet ist."

„Und wie ist die Ehe ausgefallen?" fragte ich nach einer Weile des Stillschweigens.

„Na, soviel ich gehört habe", erwiderte Transom, „hat sich die Frau ziemlich gut benommen, obwohl einmal das Gerede ging, daß sie die Gesellschaft eins Mannes, Namens Lickwater, eines kleinen Schulmeisters, sehr gern habe, und ihn öfter zum Thee lade, als ihrem Vater angenehm wäre. Aber", fuhr er fort, „obgleich Ihr Vater noch öfter zu einem stillen Rauchstündchen hierher kam, hörte ich ihn doch nie über seine Frau klagen, oder Lickwater's Namen nennen, und deshalb glaube ich wirklich, daß er es ganz gut hatte. Freilich, alle seine Freunde haben nie begreifen können, wie ein alter Herr, Ihr Vater solches Gefallen an einer gewöhnlichen, ungebildeten Schneiderin finden konnte."

Dies war Alles, was ich über meinen Vater, seine Verheirathung und seinen Tod erfuhr, und im Grunde genommen ja auch Alles, was ich zu wissen nöthig hatte.

Mein gutmüthiger Freund leitete dann die Unterhaltung auf andere Dinge und erzählte mir von den Veränderungen, die in Bayport während meiner Abwesenheit stattgefunden hatten. Lischen Harris, ein reizendes, kleines brünettes Mädchen, in die ich einst sterblich verliebt war, hatte den alten Cockendale, den Weinhändler, geheirathet. Frank Hawkins, ein Cassirer an der Bank, war mit fünfhundert Pfund durchgebrannt, hatte in der Schweiz versucht, sich den Hals abzuschneiden, und trug jetzt einen geschorenen Kopf in einem Zuchthause. Der junge Dick Swift, eine betrunkene Vogelscheuche, war zu einer Rente von zweitausend Pfund im Jahr gekommen und hatte in eine alte adlige Familie geheirathet. Einer war todt, Einer bankrott, Einer in Californien, Einer lag im Ehescheidungsproceß ꝛc. Solche Veränderungen binnen zweier kurzer Jahre, es war kaum zu glauben.

Der kleine Jenkinson, das frischeste, heiterste Geschöpf, dem ich eine Lebensdauer von hundert Jahren prophezeit hätte, war an Diphtheritis gestorben; dagegen war der alte Samuel Gorman noch am Leben, welcher zweiundneunzig Jahre zählte, als ich wegging, und dessen Tod schon damals stündlich von den Vätern der Stadt erhofft wurde, weil er auf öffentliche Kosten lebte und ganz

SLUB
Wir führen Wissen.